

## Eine Rede zur Kunst

Wenn man so allgemein von "Kunst" redet, regen sich die Künstlerinnen auf. (Ich benutze jetzt polnisches Gendering: Alle für alle Geschlechter benötigten Buchstaben in gefälliger Reihenfolge ans Wortende.) Sie meinen, – sagen sie, indem sie kurz von ihrer konkreten Arbeit aufschauen, sie hätten noch nie jemand in dieser Allgemeinheit etwas Ernstzunehmendes über Kunst sagen gehört. Immer wenn es um "die Kunst" gehe, dann könne man schon von Bullshit ausgehen, sagen die Künstlerinnen.

Ich weiß nicht genau – halte das für einen Ausläufer der antitheoretischen, antiabstrakten Tradition, vielleicht auch für ein klein wenig Ressentiment gegen Leute, die selbst den Eindruck haben, Kunst eher von außen als von innen zu betrachten. Aus meiner Sicht braucht es ja beides. Ein Reinzoomen ins Konkrete und ein Rauszoomen in eine sehr allgemeine, überblicksartige Perspektive. Intern gesehen kann man natürlich niemals die Lithografys, die Puppenspielerys, die Bildhauerys, die mit großen Stahlteilen arbeiten, die Videokünstlerys, die Parfum als soziale Plastik inszenieren Künstlerys und die Ölmalers und Performancekünstlerys über einen Kamm scheren. (Ich benutze übrigens Phettbergsches Entgendern, also alles sächlich und mit Ypsilon.) Alle kommen sie nur auf eine Kuhhaut, wenn es darum geht, Förderungen auszuteilen, und werden dabei schlimmstenfalls gegeneinander aufgewiegelt.

Natürlich, wenn man dann bei den Ingenieurys, den Naturwissenschaftlerys, den Landwirterys oder Geschäftsleuterys am Tisch sitzt, dann haben die jeweils ein Bild davon, wofür "die Kunst" steht, und das ist das Gefährliche. Daran ist wohl das Fernsehen mit Schuld, aber nicht unbedingt so, wie die Fernsehmacherrinnen glauben. Was in "Kultur heute" rezipiert wird, ist weniger der Inhalt. Es ist auch nicht so, als würden die Zuseherrinnen das alles nicht verstehen. Die Leute sehen die Inszenierung. Die Art, wie gesprochen wird, steht im Vordergrund. Während die Bemühung um Sachlichkeit in allen anderen Gebieten als genau das wahrgenommen wird – ob sie gelingt oder nicht – hört man beim Reden über Kunst den Ton, den Jargon, vorallem aber die Suggestion, hier haben Uneingeweihte nichts zu sagen. Aber das ist doch auch in anderen Fachsprachen der Fall?

Warum haben die Leute vor den Bildschirmen und Bildschirmen weniger Vertrauen in die Kunst als in die Ingenieurwissenschaft und in diese Leute, die erklären, wie man mit Aktien in sechs Tagen das Zehnfache verdient?

Die einfache Antwort ist frustrierend psychologisch: Weil wir uns selbst nicht immer ausreichend vertrauen. Aber da müssen wir uns eben das nochmal fragen: Warum?

Haben wir etwa als InsiderInnen Grund für das Misstrauen? Gibt es einen resignativen, zynischen Teufel in der Kunstproduktion, der das Publikum für immer ein klein bisschen blöder als die KünstlerInnen halten zu müssen glaubt, (so wie in Ponzi-Schemen überall) und dieses Gefälle zur Not mit Gewalt herzustellen bereit ist? Weil ohne Gefälle kein Vorteil? Ist das der Schlüssel vom Berg Money? Oder können wir umgekehrt, durch die Diversität von in verschiedenen Gegenden gespeichertem Wissen, auch auf gleich arbeiten?

Die Leute am Land haben einen diagnostischen Blick. Es ist schwer sie hereinzulegen, aber Gespräche sollten auch normalerweise griffig sein. Im Gegensatz dazu sagen Leute, die in Ballungszentren der Diversität leben, gerne mal "ja ja" und denken sich ihren Teil. Missverständnisse und Vorurteile haben wir gelernt, für uns zu behalten – und in der Grundannahme, dass es *eh wurscht is*. Urban ist diese bescheidene Überheblichkeit, dass jedem eh wurscht is, was ich kleines Würschtl denke. Dass sowieso übrigens alles Werbung und Propaganda ist, und das auch so sein müsse. Dass dieses nationale Würschtl, das wir kollektiv bilden, eigentlich nur durch strategische Augenauswischerei überhaupt bestehen kann.

Es ist diese österreichische Differenz zwischen der Parallelaktion und der Wirklichkeit, wegen der wir schon nicht sonderlich überrascht waren, als die Quantentheorie ausgerufen wurde und die Heisenbergsche Unschärfekonstante wie eine Kuschedecke empfinden, also eine nicht ganz blöde parallaktische Sicht auf die Welt. Aber wenn sie nur dazu benutzt wird, sich klüger als der Fernseher zu fühlen, dann verkommt sie natürlich. Außerdem stößt sie bei den neuen Medien auf eine Wand. Der Fernseher war ein einziger Feind im Wohnzimmer, mit dem wurde man fertig, das hat auch Spaß gemacht. Jetzt aber gleicht die Medienlandschaft eher einem endlosen Mückenschwarm in einem unendlichen feuchten Gelände, einem riesigen Atelier. Jede Sucht wird gekitzelt, man findet immer wen, über den man sich aufregen oder beunruhigt lachen kann, den man bewundern kann, dem man auf den Leim gehen kann, zum Fremdgehen und Fremdschämen und fasziniert wegsehen. Gemischte Gefühle im Doomscroll, emotional und alleine.

Sprache ja ein Medium für alle – wenn es nicht mit diesem Bildungssnobismus durchtränkt wäre, und mit vorgefassten Meinungen, was man denken soll. Was gehört alles zur Sprache? Die Sprache hört nicht mit den Wörtern auf, das semantische System erstreckt sich auf Gebäude, auf den gesamten besiedelten Raum, wir lesen alle diese Spuren aus

und bewegen uns darin. Sehr spürbar wird es bei kunstig gemeintem Text auf Bauwerken, aber manchmal, wenn man aus der Stadt hinauskommt und keinen Dialekt beherrscht, fühlt man am eigenen Mund, als würde eine Textzeile aus Gußeisen oder Leuchtbuchstaben herauskommen und alles im Umkreis betonieren. Das verunsichert, aber Künstlers, die sich damit beschäftigen, entdecken die besiedelte Gegend als extrem feines semantisches Netzwerk. Am Land gibt es so wenig Leute, da ist nichts wurscht. Alles ist semantisch, wird ausgelesen, bei allem hat sich wer was gedacht, sonst wärs nicht da. Da entwickeln Jugendliche das starke Bedürfnis nach sinnlosen Aktionen. Die häufigste Kunstform ist da das Brett im Gebüsch, mit einigem Abstand gefolgt von der russischen Rakete auf dem Stromkasten und der romantischen Bushaltestellenpoesie. In der Stadt hingegen im Chaos der vielen Ansichten, im Meer von Sperrmüll, Autodeko und Balkonkraftwerken, entsteht eine Art Sucht nach Distinktion. Um signifikant in Erscheinung zu treten, muss der eigene Sinn andere ausstechen. Um auf eine günstige Welle aufzusteigen, plappern urbane oder öffentliche Leute nach, was gut klingt, also die anderen kurz zum Schweigen bringt. Die Simulation von Sinnproduktion ist dabei wirksamer als die wirkliche Sinnproduktion, weil mehr Umdrehungen. Check? Die ersten, die auf die Jargons aufspringen, kriegen die Grants, den andern bleibt der Grant. Während an ländlichen Stammtischen das Nachplappern von Flows recht analog geschieht, muss man dort vermehrt mit renitenten Skeptikern rechnen. Normalerweise kann man sich nicht ganz aussuchen, mit wem man verkehrt, und so wird Gerede bevorzugt, das auch Antworten auf Nachfragen ermöglicht. Aber auch hier kann ein Gesprächsverlaufsimulierendes Protokoll unter Umständen besser fließen als wirkliche Aussagen und nachfragen. Unter Druck, geschmeidiger zu wirken, um nicht wie Hinterwäldler auszusehen, wird immer häufiger ein Gesprächersatzprotokoll an die Stelle eines Gesprächs gesetzt.

Wir sind in diesen Szenarien unsicher. Wir sind ja auch nicht ganz blöd. Vieles in der Kunst ist schon von der urbanen Sichtweise geprägt, muss man zugeben, weil hier eine vielfältigere Öffentlichkeit leichter zustandekommt. In Wirklichkeit gibt es viele blinde Flecken, unausgeleuchtete Strecken, Gegenden ohne gegenseitigen Empfang.

Das ist eine Chance.

Hier ist Spiel, hier ist Zeit zum Zuhören und zum ernsthaften Fragen. Sobald der Druck nachlässt, eingeforderte Hochachtung mit trotziger Verachtung zu beliefern, sobald Augenkontakt Respekt garantiert. Sobald Fragen nicht rhetorisch an vermeintliche Trottel gestellt werden, die schweigen sollen, sondern an Leute, die in der Lage sind, sie in Ruhe

zu beantworten, wagt sich auch die gegenseitige Neugier hervor. Generell wäre Reden, wäre Sprache ja ein Medium für alle – wenn es nicht mit Bildungs- und Auskennsnobismus durchtränkt ist, und mit vorgefassten Meinungen, was man denken soll. Man muss nicht Einfache Sprache benutzen, man muss nur die Seitenhiebe, impliziten Annahmen und Bewertungen aus dem Text herauspolieren.

Kunst an und für sich ist natürlich geil, ist besser, ist besser als keine Kunst, ist Mehrwert – stopp. Mehr als was? Nein! Kunst ist nicht mehr wert als du und ich. Kunst verbessert uns nicht. Kunst ist gleich viel wert wie du und ich.

Ist Kunst gleich viel wert wie normale Betonziegel? Wir wissen ja, Betonziegel härter als Kopf. Ja und nein. Einerseits verdirbt Rohmaterial wie bei jeder Verarbeitung auch bei der künstlerischen, das Potential verdampft zugunsten einer entschiedenen, nicht mehr rückgängig zu machenden Form. Andererseits sind manchmal – je nach Gerede – manche Leute bereit, wesentlich höhere Summen für ein Kunstwerk zu bezahlen als für den Rohstoff, der in dessen Herstellung eingegangen ist. Das wäre der Marktwert. Stabiler ist der Gebrauchswert, denn er ist unabhängiger von Markt und Währung.

In einem sehr zynischen Sichtweise besteht einer der möglichen Gebrauchswerte von Kunst genau darin, sich der oft utilitaristisch verkürzten Frage nach dem Nutzen zu entziehen. Es ist der lange Horizont, den wir in der unerklärlichen – aber eben doch nicht so unerklärlichen – Schönheit von alten Gegenständen bewundern, ob es S-Bahn-Garnituren aus Gußaluminium oder Handkeile aus dem Neolithikum. Beständigkeit kann wieder in Marktwert übersetzt werden, was die Gebäudeverwaltung mutmaßlich unter Druck ist zu tun, man muss nur aufpassen, dass die Substanz dabei nicht draufgeht.

Aber auch das ephemerste, bzw. nervig sich wiederholendste: die Provokation als Gebrauchswert von Kunst ist nicht zu unterschätzen. Hier nähert sich Kunst Werbung und Propaganda an, die Fertigkeit besteht in der Wirksamkeit, im Showbiz, im kommunikativen Erfolg.

Man könnte also mit Kunstwerken wichtige Botschaften vermitteln. Nur kann man von der Kunst nicht verlangen, grobe Reduktionen und Einseitigkeiten mitzutragen. Sie bringt uns verlässlich, wie man sagt, uns zum Nachdenken. Durch Überaffirmation oder Scheitern oder durch Kritik, durch Zeigen des Offensichtlichen an unausweichlicher Stelle oder durch Recherche und Offenlegung weniger leicht zugänglicher Zusammenhänge.

In der Klimakrise fragt sich insbesondere: Kann ich mit Kunst Energie sparen?

Die Antwort ist ja. Nicht nur ist eine Bibliothek ein gutes Dämm- und Lärmschutzmittel. Du kannst selbst Energie sparen, im Hirn. Kunst macht kürzere Wege im Hirn möglich, dient aber auch als geschmeidige Kontrollebene. Die Intuition wird geschult, neue Situationen zu lesen und auf gefährliche Unstimmigkeiten zu scannen. Kunst als Merkhilfe ist auch nicht zu unterschätzen. Kunst am Bau hilft, Gebäude auseinanderzuhalten, was gerade jetzt sehr notwendig ist, wo wir die optimale aller Bauwelten bewohnen, wo die optimale Bauweise für den Klimawandel herausgetüftelt ist. Kunst in der Sprache macht Sprache lesbarer, eigenartiger nämlich, sodass man sich merken kann, wer es wann geschrieben hat und wo man es gelesen hat, sodass es von selbst hängenbleibt. Zeigt an, ob hier jemand nachgedacht und gefühlt hat oder nicht.

Um die subtileren Spuren auszulesen, die die Sprache im engeren mit der im weiteren Sinn verbindet wie die Trageseile eines Trampolins, muss ein ständiger Austausch zwischen verschiedenen Bereichen stattfinden, am besten sprachlich und nichtsprachlich zugleich. Das Bauen im einundzwanzigsten Jahrhundert ist ein Geflecht von internationalen Normen, Pleiten und Patenten, Materialkunde und digitale und sogar KI-unterstützt errechnete, manuell geprüfte Strategien. Dieses Netzwerk der vielen Möglichkeiten zu navigieren ist schon Kunst – man muss da noch gar nichts unterwandern. Schon die zweckdienliche, geschickte Benutzung erfordert einige Kunst. Die Aufgabe des Kunstbaus ist dabei, von den am Nachdenken sparenden Varianten wegzukommen. Es gilt, irgendwie aus diesem Geflecht von Notwendigkeiten den Kopf rauszustrecken und weiter in die Zukunft zu schauen als die verschiedenen Firmen, die nur ihre jeweiligen Produkte verkaufen wollen. Und das geht, indem auch weiter in die Vergangenheit geschaut wird. Nicht, um sie nostalgisch zu verklären – eher mit den harten Notwendigkeiten und merkwürdig speziellen Bedingungen im Blick, die jede Ära des Bauens geprägt haben.

Da ist viel Absurdität. Denn die Gebäude aus dem, sagen wir, 19. oder 18. Jahrhundert, oder gar dem 8., hatten Geld und billige Arbeitskraft, oft Zwangsarbeit von Kriegsgefangenen, Zunftmitgliedern, mittellosen Tagelöhnern und sonstigen Gestrandeten zur Verfügung. Könnte so heute nie gebaut werden! Verfügt wurden Weltanschauungen in ihren Proportionen und deren Verhältnissen zum Nutzungszweck, in dem oft Repräsentation und Größe eine besondere Rolle zu spielen scheinen. Bei den Pyramiden weiß man es nicht genau, aber bei der Ringstraßenarchitektur weiß man es schon, dass

die Rücken von routinierten Mittellosen die Verschleißteile beim Bau der Bauten sind, die den Ruhm der Bauherren verkünden. Sodass wir sie noch heute bewahren wollen, obwohl vieles darin ganz gegen die gängige Ideologie geht, wenn sie überhaupt den Namen verdient, dieses unlogische von halbweisen Erfolgsgeschichten herbeigeschwemmte Konglomerat von Sparsamkeit, Egoismus, Individualismus, Freiheit, Moralismus und Verbrämung von Vorteilnehmerei mit Planung, Hortung und Sicherheit. (Tatsächlich, wenn ich es so aufzähle, wirkt es wie diese kopflosen, aus zu menschenähnlichen Figuren aufgetürmten Spolien, wie sie links und rechts der Gloriette in Schönbrunn beispielsweise zu sehen sind, deren Originale ich neulich in Rom sah.)

Komplexe historische Verbindungen sind also in Repräsentationalität eingeschlossen. Das geht runter wie Haydn! Wenn da eine durchaus mögliche Gedankenlosigkeit der Überlieferung – Tradition als Wert an sich – auf eine Gedankenlosigkeit der Gesetzesanwendung trifft – Korrektheit als Wert an sich – dann ergeben sich diese gewohnten Situationen mit den extrem teuren, sehr empfindlichen, überaus schweren aber formal behindertengerechten Türen, die aus Feuerschutz alle Gänge gliedern müssen und riesig sind, um in die überdimensionierte Hallenarchitektur zu passen, die antiken Bauwerken nachempfunden ist, wo Gehbehinderte vermutlich von Passanten die Treppen hochgetragen wurden. Ketten von Präfigurationen trafen da, liest die Passantini ab, mit der Breitseite auf Bedingungen und Regeln.

Behinderte haben sich Rechte erstritten, und das ist gut so. Awkward ist nur die Tatsache, dass es erstritten werden musste, und dass die Regeln dazu dienen, dass sich weiter keine pragmatischen Gedanken darüber gemacht werden muss. Etwa, was passiert, wenn die Elektronik ausfällt.

Immer wenn sich etwas so festfährt, muss Kunst um die Ecken denken. Sie kommt dann, wenn es glückt, mit anderen Gewichtigungen, innovativen Lösungen, mischt vielleicht mal private Obsessionen und das resultierende Feinwissen hinein, überrascht mit Unfug und misst bei diesem Anlass die Fugen noch einmal aus. Umdenken macht ungeheuer präzise. (Das dürfen wir freilich auch nicht vergessen, wenn wir mit Epoxy und Strickpraxen kleckern.)

Woraus besteht Kunst denn nun? Eine Regel: Es sagen immer andere, ob etwas Kunst ist oder nicht. "Kunst" zu sagen zeigt so gesehen an, dass es andere Leute gibt: Leute, die

man sich gar nicht vorstellen kann – aber versuchen muss, sich vorzustellen. Und zwar, um ihren Input einzubauen: um korrigierbar, falsifizierbar zu werden: eine Forderung, die wir Künstlern nie im Rahmen der sogenannten künstlerischen Forschung zur Zeit lernen, ernst zu nehmen.

Denn man könnte vor lauter Optimierung und Gerechtigkeitslust manchmal vergessen, dass es andere Menschen gibt. Menschen, die vorbeigehen und sich was denken. Die etwas abstellen und nichts dabei denken. Die Lieferantinnen, die am Sonntag Touristinnen sind und so weiter. Zwischen all diesen Leuten braucht es ein Sinngeflecht, das extrem elastisch sein muss.

Wir sind alle die anderen. Wir sind alle schon ziemlich müde, als hätten die sozialen Medien und die Explosionen der *computing power* in den vergangenen Dekaden tatsächlich Günther Anders' prometheische Scham in Form von Long Covid verbreitet und wir müssten sie uns gegenseitig als Content auf die Bildschirme schmieren. Das Business mit den sozialen Netzwerken hat aber eines erkannt, was in der Marktwirtschaft vernachlässigt wird, als wäre es selbstverständlich und unzerstörbar. Wir kommen hier nur gemeinsam raus, solidarisch, aufmerksam, kommunizierend, elastisch stabil. Kunst ist hier eine Strebe an essentieller Stelle, die ganz oben und ganz unten (in der organisatorischen Hierarchie gesehen) verbindet, weswegen sich die Künstlers fast überall ein wenig unpassend ausnehmen – dieses Glitch-sein gehört zur Arbeit, die wir verrichten, die der Statik des gesamten Gebäudes dient. Und es ist gut, wenn man die sieht, nicht dass sich die Mythen verbreiten, das Eck würde quasi von selbst oder wegen Gott über dem Gehsteig schweben. Durch diese schräge Verstreubung der Gesellschaft, die die Kunst darstellt, laufen verschiedene Formen der Kraftauswirkung. Mit Provokationen müssen wir einander wachhalten. Durch Charme müssen wir einander motivieren und um den Finger wickeln. Durchs blanke Dasein – den dichten Zusammenhalt – müssen wir einander die Möglichkeit geben, immer wieder kurz aufzuhören und alles zu überdenken.

So ist es mit der Kunst. Die hält oft, ja typischerweise, in einer Art teenagerhaften, hormongetriebenen Stimmung aufbricht und erst reift, wenn schon der Ruf ruiniert ist. Wenn das Vertrauen in sie aber einmal abreißt, ist es ein langer Prozess, es wieder zu gewinnen, und es wäre dann auch zu spät, die Risse längst irreparabel. Zur Zeit erscheint die Lage in diesem Punkt nicht ungefährlich. Zu lange haben sich Vorstellungen verbreiten können, gemäß denen Kunst etwas Zusätzliches zum Notwendigen ist, etwas, was

eingespart werden kann, wenn die Zeiten knapp werden; etwas, was die Frauen machen; etwas, was nett ist, aber meist nicht praktisch. Wenn man anfängt, so zu denken, ist Kunst schon so gut wie tot – auch wenn es eine Weile dauern kann, bis sich das in seinen Auswirkungen zeigt. Wenn Künstlys interventionistisch werden, ist das eine ernstzunehmende Kritik an der Gesellschaft, keine Alibihandlung. In letzter Zeit sind Künstlerinnen tatsächlich oft auch Aktivistinnen. Das ist durchaus ein Zeichen eines desperaten Zustands der Gesellschaft, wo die Normen offensichtlich dazu beitragen, auf direktem Weg in den kollektiven Hitzetod zu steuern.

Ich schließe die Rede in guter Sprachkunsttradition mit einem einzigen Wort. Es sei ausgesprochen als Lob für die subtile Arbeit von kleinen Büros (z.B. im Rahmen der öffentlichen Verwaltung), dank denen doch, und gerade in Österreich, eleganten und klugen Lösungen vor großen protzigen Projekten der Vortritt gelingt. Im Vertrauen darauf, dass auch andere genau hinschauen – und nicht in der vorausseilenden Resignation, es wäre *eh wurscht, san eh ois trotteln*.

Na. Mir san ja ned deppat.

Das erwähnte Schlusswort geht zugleich als Aufforderung an uns Künstlerinnen und Nicht-Künstlerinnen – wie immer man sich selbst einordnen will. Das Wort wurde in den Nullerjahren zuviel benutzt, wurde dann, seit die Klimaexplosion startete, von “Alles gut” ersetzt. Es ist weiterhin in vielen Sprachen verständlich und in allerhand Situationen zweckentfremdbar. Es steckt die Wiederholung drin und der Rückblick und das genau Hinschauen und den Querblick und den Überblick und den Blick überhaupt. Weil schon so viel laut gesagt wurde, sage ich es ganz leise:

RESPEKT!

Ann Cotten  
20250926